

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 4.

Posen, den 5. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

26. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Und jetzt?“ fragte Maud fröhlich, als die Arbeit vollbracht war, und ich mir die Fausthandschuhe wieder anzog.

„Jetzt fahren wir nicht mehr nach Japan,“ sagte ich. „Wir treiben in der Richtung nach Südost oder Süd-südost mit einer Schnelligkeit von mindestens zwei Meilen die Stunde.“

„Das sind vierundzwanzig Meilen,“ meinte sie, „wenn der Wind die ganze Nacht weht.“

„Und hundertzwei, wenn er drei Tage und Nächte anhält.“

„Aber er wird nicht anhalten!“ sagte sie zuversichtlich. „Er wird sich drehen und wenden, wie wir ihn brauchen.“

„Das Meer ist der große Treulose.“

„Aber nicht der Wind!“ erwiderte sie. Sie wurde ganz beredt, wenn sie auf den prächtigen Passat zu sprechen kam.

Auf ihren eindringlichen Wunsch überließ ich ihr die Wache bis Mitternacht — es war jetzt neun Uhr —, aber ich hüllte sie in Decken und Delzeug ein, ehe ich mich niederlegte. Ich schlief nur mit einem Auge. Das Boot hüpfte und stieß, wenn es über die Wellenkämme ging; ich konnte Seen vorbeischießen hören, und immer wieder spritzte der Schaum ins Boot. Und doch erschien mir die Nacht nicht schlimm, war sie doch nichts im Vergleich mit den Nächten, die ich auf der „Ghoft“ erlebt hatte.

Den Tod, vor dem Wolf Larsen und selbst Thomas Mugridge mir Furcht gemacht hatten, fürchtete ich nicht mehr. Maud Brewster war in mein Leben getreten und das schien mich verwandelt zu haben. Alles in allem, dachte ich, mußte es besser sein, zu lieben, als geliebt zu werden, wenn die Liebe uns etwas so teuer machen konnte, daß wir den Tod nicht mehr fürchteten. Ich konnte mein eigenes Leben über dem anderen vergessen, und ach — so paradox es auch klingen mag —, nie hatte ich so gewünscht zu leben wie gerade jetzt. Nie war mein Leben so begründet gewesen — das war mein letzter Gedanke, und dann, im Einschlafen, gab ich mich zufrieden mit dem Versuch, die Nacht zu durchdringen, die den Steven einhüllte, wo, wie ich wußte, Maud zusammengekauert saß und über die schäumende See hinausblitzte — jeden Augenblick bereit, mich zu rufen, wenn es not tun sollte.

Es ist unnötig, alle Leiden eingehend zu schildern, welche wir während der vielen Tage zu erdulden hatten. Der schwere Nordwest wehte vierundzwanzig Stunden lang. Gischt und Schaum kamen derart über, daß ich unausgesetzt schöpfen mußte. Die Decken triefen vor Nässe. Außer Maud war alles naß, sie trug Delzeug, Gummistiefel und Südwester und war trocken bis auf Gesicht und Hände und ein paar verirrte Locken. Sie

löste mich hin und wieder beim Schöpfen ab, arbeitete tapfer und trotzte dem Sturm. Es war nichts als ein steifer Wind, aber für uns, die wir in einem kleinen zerbrechlichen Boot ums Leben kämpften, war es ein Sturm.

Kalt und trostlos peitschte der Wind uns das Gesicht, die weißen Seen jagten heulend vorbei, und wir kämpften den ganzen Tag. Die Nacht kam, aber keiner von uns schlief. Der Tag kam und immer noch peitschte der Wind unsere Gesichter. In der zweiten Nacht schlief Maud vor Erschöpfung ein. Ich deckte sie mit Delzeug und einer Persenning zu. Sie war starr vor Kälte. Ich fürchtete, daß sie die Nacht nicht überleben würde, aber wieder brach der Tag an, kalt und trostlos, mit demselben bewölkten Himmel, schneidenden Winde und brüllenden Meere.

Ich hatte achtundvierzig Stunden lang kein Auge geschlossen. Ich war bis aufs Mark durchnäßt und durchgefroren und mehr tot als lebendig. Mein Körper war steif vor Anstrengung und Kälte und meine Muskeln schmerzten fürchterlich. Und dabei wurden wir immer weiter nach Nordosten getrieben, immer weiter fort von Japan und nach der öden Verinassee.

Aber noch lebten wir und hatten unser Boot. Am Abend des dritten Tages nahm der Wind sogar noch etwas zu. Der Bug tauchte in einen Wogenkamm und das Boot füllte sich zu einem Viertel mit Wasser. Ich schöpfte wie wahnsinnig. Als ich das Boot wieder trocken hatte, sah ich mich genötigt, Maud die Persenning wegzunehmen und sie quer über dem Bug zu befestigen. Es war ein Glück, daß ich es tat, und obgleich wir in den nächsten Stunden dreimal mit dem Bug tauchten, nahmen wir kein Wasser über.

Maud befand sich in einem kläglichen Zustand. Sie saß zusammengekauert auf dem Boden des Bootes, ihre Lippen waren blau, ihr graues Gesicht zeigte deutlich, welche Qualen sie litt. Aber ihre Augen sahen mich beständig mit ihrem tapferen Blick an und kein Wort der Entmutigung kam über ihre Lippen.

In dieser Nacht muß der Sturm seinen Höhepunkt erreicht haben, aber ich achtete seiner nicht. Auf dem Achtersteck übermannten mich Müdigkeit und Schmerzen, und ich schlief ein.

Am Morgen des vierten Tages war der Sturm zu einem leisen Hauch gesunken, die See beruhigte sich, und die Sonne schien auf uns herab. Oh, diese gesegnete Sonne! Wie wir unsere armseligen Körper in ihrer köstlichen Wärme badeten! Wir lebten auf wie Käfer und Gewürm nach einem Sturm. Wir lächelten wieder, sagten lustige Dinge und erörterten hoffnungsvoll unsere Lage. Tatsächlich war sie schlimmer als je.

Wo wir uns befanden, wußte ich nicht, sehr wahrscheinlich aber in der Nähe der „Ghoft“. Rings um uns her gab es Kobben, und ich erwartete jeden Augenblick einen Kobbenshoner auftauchen zu sehen. Am Nachmittag, als der Nordwest wieder aufgefunden war, sichteten wir einen. Aber das fremde Fahrzeug verlor sich bald hinter dem Horizont, und wir waren wieder allein auf dem weiten Meere.

Es kamen Nebeltage, an denen selbst Maud keine frohen Worte mehr über ihre Lippen brachte. Tage mit Hagel, Wind und Schneegestöber, an denen nichts uns warmzuhalten vermochte.

Und immer mehr lobte ich Maud.

Eines überraschte mich an ihr: ihr unerschütterlicher Mut. Das furchtbare Meer, das zerbrechliche Boot, Stürme, Leiden und Einsamkeit — alles das würde genügt haben, eine kräftigere Frau zu erschrecken als sie, die das Leben nur von seiner lichtesten Seite kennengelernt hatte, und die trotz ihrer hohen Künstlerschaft, ihres feurigen Temperaments und ihres erhabenen Geistes doch sanft und zart war. Und doch stimmte das nicht ganz. Sie fürchtete sich wohl, aber sie überwand ihre Furcht durch ihren moralischen Mut.

Wieder kamen Tage und Nächte des Sturmes, an denen uns der Ozean mit seinen brüllenden weißen Schaumwipfeln bedrohte. In einem solchen Sturm, dem schlimmsten, den wir überhaupt erlebt hatten, warf ich zufällig einen Blick nach See. Was ich sah, konnte ich zunächst kaum glauben. Diese schreckensvollen, schlaflosen Tage und Nächte hatten mich zweifellos wirr gemacht. Ich blickte auf Maud, um mich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Der Anblick ihrer lieben, feuchten Wangen, ihres fliegenden Haares und ihrer tapferen braunen Augen bewies mir, daß meine Augen gesund waren. Wieder wandte ich den Blick leewärts und wieder sah ich den vorspringenden Felsen, schwarz, hoch und nackt, die rasende Brandung, die sich an seinem Fuße brach und ihren Glanz hoch hinaufschleuderte, und die schwarze, unheilverkündende Küstenlinie, die, von einem mächtigen weißen Gürtel umgeben, nach Südwesten lief.

„Maud,“ sagte ich, „Maud!“

Sie wandte den Kopf und schaute.

„Es kann doch nicht Alaska sein!“ rief sie.

„Ach nein,“ antwortete ich und fragte: „Können Sie schwimmen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich auch nicht,“ sagte ich. „Dann müssen wir eben an Land, ohne zu schwimmen. Es muß ja irgendwo eine Rille zwischen den Klippen sein, durch die wir mit dem Boot hinein können. Aber es gilt, schnell zu sein, sehr schnell — und aufzuwachen.“

Ich sprach mit einer Zuversicht, die ich, wie sie wohl mußte, nicht besaß, denn sie blickte mich mit ihrem ruhigen Blick an und sagte:

„Ich habe Ihnen noch nicht gedankt für all das, was Sie für mich getan haben, aber . . .“

Sie zögerte, als wäre sie im Zweifel, wie sie ihre Dankbarkeit am besten in Worte kleiden sollte.

„Nun?“ saate ich hart, denn es war mir nicht recht, daß sie mir danken wollte.

„Sie könnten mir gern ein wenig helfen,“ lächelte sie.

„Ihre Verpflichtungen anzuerkennen, ehe Sie sterben? Sicher nicht. Wir werden nicht sterben. Wir werden auf dieser Insel landen und es warm und gemüthlich haben, ehe der Tag veracht.“

Ich sprach fest, glaubte aber selbst kein Wort davon. Aber es war nicht die Furcht, die mich lügen ließ. Ich fühlte keine Furcht, obgleich ich sicher war, den Tod in der lodenden Brandung zwischen diesen Felsen zu finden, denen wir uns rasch näherten. Es war unmöglich, Segel zu setzen und von der Küste abzukommen. Der Wind hätte das Boot sofort zum Kentern gebracht. Wie gesagt: Furcht, dem Tode dort, wenige hundert Schritte leewärts, zu begegnen, fürte ich nicht, aber entsetzlich war mir der Gedanke, daß Maud sterben sollte. Meine Phantasie sah sie schon an den Felsen zerfetzt und zerschmettert! Ich versuchte, mich zu dem Glauben zu zwingen, daß wir sicher landen würden, und so sprach ich denn nicht aus, was ich wirklich glaubte, sondern was ich gern geglaubt hätte. Ich schreckte zurück vor dem Gedanken an diesen furchtbaren Tod, und einen Augenblick spürte ich den Wunsch, Maud in meine Arme zu nehmen,

ihre meine Liebe zu erklären, umschlungen mit ihr den letzten Kampf auszusechten und zu sterben.

Instinctiv rühten wir auf dem Boden des Bootes näher zusammen. Ich fühlte, wie sich ihre Hand nach der meinen ausstreckte. Und so erwarteten wir wortlos das Ende.

„Wir werden schon klar kommen,“ sagte ich mit einer Zuversicht, die aber weder mich noch sie täuschte.

„Bei Gott, wir kommen klar!“ rief ich fünf Minuten später.

Ich hatte hinter dem Vorgebirge eine Landzunge gestiftet, und als wir weit genug waren, konnten wir deutlich die Umrisse einer Bucht sehen, die tief ins Land hineinschnitt. Gleichzeitig hörten wir ein andauerndes ohrenbetäubendes Gebrüll. Es glich fernem Donner und kam aus See, übertönte das Brausen der Brandung und fuhr dem Sturm geradeswegs in die Zähne.

Als wir dann in Höhe des Vorgebirges waren, kam die ganze Bucht zum Vorschein — eine halbmondförmige, weißsandige Küste, an der sich die Brandung brach, und die mit Myriaden von Seehunden bedeckt war. Sie waren die Urheber des Gebrülls.

„Eine Robbenkolonie!“ rief ich. „Jetzt sind wir wirklich gerettet. Hier muß es Menschen geben und Kreuzer, die die Robben vor den Jägern schützen. Wahrscheinlich ist hier sogar eine Station.“

Die jetzt einsetzende Flut trieb uns hinter die Landzunge. Hier war die See ruhig, außer einer schweren, aber sanften Grunddünung; ich holte den Seeanker ein und begann zu rudern. Von der Spitze aus wandte sich das Gestade in einer Kurve nach Südwesten, bis sich zuletzt eine Bucht in der Bucht zeigte, ein kleiner, vom Lande umschlossener Hafen, dessen Oberfläche wie ein Teich war und nur leicht gekräuselt wurde, wenn sich ein Hauch des Sturmes hereinverirrte und zurückprallte von den dräuenden Felswänden, die im Hintergrunde, hundert Fuß landwärts lagen.

Hier waren keine Robben. Der Bootsstevan scheuerte gegen das harte Geröll. Ich sprang heraus und reichte Maud die Hand. Im nächsten Augenblick stand sie neben mir. Als meine Hand sie losließ, sah sie hastig meinen Arm. Da wandte ich selbst. Es war die überraschende Wirkung des Umstandes, daß alle Bewegung aufgehört hatte. Wir waren so lange auf dem wogenden Meere gewesen, daß das feste Land eine Erschütterung für uns bedeutete. Wir erwarteten die Küste auf und nieder schwanken, die Felswände sich wie Schiffsseiten hin und her schwingen zu sehen, und als wir uns automatisch anschickten, diesen erwarteten Bewegungen zu widerstehen, brachte uns ihr Nichteintreffen aus dem Gleichgewicht.

„Ich muß mich wirklich setzen,“ sagte Maud mit nervösem Lachen und einer schwindigen Bewegung, und dann setzte sie sich in den Sand.

Ich machte das Boot fest, und setzte mich dann neben sie. So landeten wir auf der Milchsalinsel, „landkrant“ durch unsern langen Aufenthalt auf dem Meere.

„Narr!“ rief ich laut vor Aerger.

Ich hatte das Boot ausgeladen, seinen Inhalt hoch auf den Strand geschleppt und war nun dabei, ein Feldlager aufzuschlagen. Am Strande gab es wenig Treibholz und der Anblick einer Dose Kaffee, die ich aus der Speisekammer der „Ghöst“ mitgenommen, hatte mich an Feuer denken lassen.

„Esel!“ fuhr ich fort.

Aber Maud sagte mit sanftem Vorwurf „Scht, scht,“ und dann fragte sie, warum ich ein Esel sei.

„Wir haben keine Streichhölzer,“ köhnte ich. Und es gibt weder heißen Kaffee noch Suppe, Tee oder sonstwas.“

„War es nicht — hm — Robinson Crusoe, der zwei Hölzer gegeneinander rieb?“ meinte sie bedächtig.

(Fortsetzung folgt.)

Wie, wo und wann dichten die Dichter?

Wenn man in diesen Tagen durch den Blätterwald geht, stößt man mit jedem Schritt an eine neue Frucht des Jahres, die wir jetzt nur aufzubeugen und zu genießen brauchen. Es ist erstaunlich, wie ungeheuer produktiv die Dichter und Schriftsteller unserer Zeit sind; ungeahnte Mengen neuer Werke werden von den Verlegern auf den Markt gebracht, wir brauchen nur das Passende für uns auszuwählen. Wie aber ist es möglich, daß es in dieser gehetzten Zeit, in der jeder Durchschnittsmensch seine Minuten so vorsichtig einteilen muß, wirklich noch Menschen gibt, die die Zeit finden, ein Buch zu schreiben, viele hundert Seiten vollzukritisieren in unermüdlichem Bemühen? Dem Menschen, der seine tägliche Arbeit zu versehen hat, mag das Dasein der Dichter und Schriftsteller oft recht bequem erscheinen, er beneidet ihn wohl gar, daß keine ewig gleichgestellte Uhr des Dienstes ihn wie einen Automaten zwingt, seine Pflicht zu erfüllen. Und doch habe ich einen dieser Dichter, als er einmal eine Sommerreise antrat, sagen hören: „Wie beneide ich diese Herren Beamten, die doch ihre Ferien haben, die, wenn ihr Dienst getan ist, nicht mehr an ihre Arbeit zu denken brauchen. Uns Dichtern aber gehört unser eigener Kopf niemals, wir sind die Sklaven unserer Gedanken. Nicht einmal in den Sommerferien können wir reinen Tisch machen, nein, dann erst recht nicht, denn dann stürmen neue Eindrücke heran und verlangen gebieterisch, von uns aufgenommen und bewertet zu werden.“

Schon aus diesem Stoßseufzer geht hervor, daß für den Dichter die Inspiration alles ist. Sie ist der kostbare Urgrund, aus dem alles fließt. Kommt sie über ihn, so muß er sich ihr ergeben und darf sie nicht leichtsinnig verschrecken. Nur wer aus seiner Inspiration heraus schreibt, wird etwas Lesenswertes hervorbringen. Alles andere ist seelenlose Made.

Interessant ist es, sich über die Arbeitsweise der verschiedenen Schriftsteller zu orientieren, die beweist, daß jeder seine verschiedene Methode hat, und jeder auf seine Weise glücklich zu werden scheint.

Nehmen wir zunächst einmal Selma Lagerlöf, deren Romane ja hinreichend bekannt sind. Sie setzt sich jeden Morgen um zehn Uhr an ihren Schreibtisch und arbeitet bis ein Uhr, jeden Morgen, auch Sonntags, auch in den Ferien. Sie ist der Meinung, daß die Inspiration, die Lust zum Schreiben, sich dann schon einstellt. Ist sie einmal zum Schreiben nicht aufgelegt, so schiebt sie das Geschriebene durch oder schreibt es mit der Maschine ab.

Ein anderer Schriftsteller erklärt, nicht zu regelmäßigen Zeiten schreiben zu können, sondern nur, wenn er Lust hat. Auch er sitzt in der Regel von 10 bis 12 Uhr und von 1 bis 3 Uhr an seinem Schreibtisch; wenn er jedoch mit einer größeren Arbeit beschäftigt ist, arbeitet er viel länger, an anderen Tagen wieder schreibt er kein Wort. In seinen jüngeren Jahren hat er immer nachts geschrieben, oft bis die Sonne aufging. Jetzt dagegen schläft er nachts und arbeitet tags. Bisweilen kommt es vor, daß er nachts aufwacht und irgend einen Einfall hat; dann liegt immer ein Bleistift auf seinem Nachttisch, und er schreibt seine Gedanken auf.

Ein großer Humorist erklärt, am liebsten morgens früh zu arbeiten. Er steht schon um 8 oder 4 Uhr auf und setzt sich an seinen Arbeitstisch, meist für sehr lange Zeit. Es gibt natürlich auch viele Tage, an denen er nicht arbeitet. Am besten geht ihm die Arbeit von der Hand, sagt er, wenn er auf Bestellung arbeitet.

Ein Kollege von ihm, der von uns Deutschen so heiß geliebte Gasse Reiterström, behauptet, nur schreiben zu können, wenn es ihm selber Spaß macht. Er sagt: „Man muß sein eigener Leserkreis und sein eigenes Publikum sein, wenn etwas daraus werden soll. Man muß selber seine Freude an dem haben, was man schreibt. Deshalb kann ich nicht auf Bestellung schreiben!“ Auch er arbeitet fast nur morgens, abends und nachts ist er nicht dazu imstande.

Andere Schriftsteller wieder schwören auf die Abend- und Nachtarbeit. Sie brauchen gewissermaßen den Tag, um sich an die Arbeit zu gewöhnen. Dann wieder gibt es manche, die nur im Winter arbeiten.

Sehr schwierig sind die Schriftsteller dran, die ihre Dichtertätigkeit neben einem bürgerlichen Beruf ausüben — wie es gerade heute vielfach der Fall ist. Es gibt Ärzte, Rechtsanwälte, Beamte genug, die gerade in ihrem Berufsleben mit vielen interessanten Stoffen in Berührung kommen und dann allerdings vor die schwierige Aufgabe gestellt werden, ihr Thema in ihren Freimomenten auszuarbeiten. Oft müssen sie die Nacht zu Hilfe nehmen. Diese Aufteilung in zwei Berufe schadet in den meisten Fällen dem Nervensystem erheblich, und früher oder später muß sich der Betreffende doch für eine seiner Tätigkeiten entscheiden. Nur sehr starke Lebenskraft, nur eine sehr gesunde Natur vermag beides gerecht zu werden, denn man darf nicht vergessen, daß ja auch noch allgemein menschliche Anforderungen an den Betreffenden gestellt werden.

Diesen Doppelberuf findet man vielfach auch bei Frauen, und es gibt Schriftstellerinnen, die, während sie bedeutende Werke schreiben, daneben die besten Mütter, Gattinnen und sogar Hausfrauen sind, die man sich nur denken kann. Auch sie pflegen die Kunst in den Nußstunden und gewinnen ungeheure Bereicherung durch die Möglichkeit, sich aus dem Alltag in das Reich der Phantasie flüchten zu können. Und ist das nicht der Zweck alles Dichtens, wo, wie und wann es auch geschieht?

Im Sande.

Jeden Morgen, bevor die anderen Badegäste zum Vorschein kommen, gehe ich an den einsamen Strand. Welche Ruhe und Gesundung für die zitternden Nerven! Am frühen Morgen, ganz allein, sich Fuß für Fuß durch den weichen weißen Sand zu arbeiten. Da fühle ich mich wie ein Kind, besetzt von der ganzen Neugier eines Kindes, mit der Sehnsucht eines Kindes nach irgend einem unbekanntem Spielzeug, wenn ich als erster am Strande nach Muscheln und Seesterne oder sonstigen geheimnisvollen Dingen suche, die das Meer an den Strand gespült hat.

Diese einsamen Stunden liebe ich.

Als ich heute morgen wieder nach den Gaben des Meeres suchte, fand ich einen schönen Schmetterling ganz flach in den weichen Sand gedrückt, mit ausgebreiteten Flügeln. Auf dem weichen Untergrund des Sandes leuchten die zarten Farben wie ein außerordentlich feines Mosaik, die Hand eines Meisters hatte dieses Werk geschaffen.

Ich setzte mich nieder und betrachtete den toten Schmetterling, der wohl in seinem harmlosen Spiel den Wellen zu nahe gekommen war — und doch hatten die Wellen ihn geschont, kein Fleckchen, kein Schaden, es war, als ob der feine Staub noch um die Flügel zitterte, nur hilflos in den weichen Sand geschmiegt, zu Tode gelüßt von einer unarmenden kleinen Welle.

Genau wie die anderen Gäste des Hotels bin ich voller Neugier, ihre Geschichte zu erfahren. Eines Tages sah sie zwischen uns am Tisch. Ungekannt. Niemand wußte, von wo sie kam, wohin sie wollte. Sehr schön war sie mit ihrem bleichen Gesicht, das nachtschwarze Haare einrahmten, schön mit dem blutroten Mund, der vor Schmerz und Sehnsucht leuchtete, schön mit den merkwürdigen dunkelblauen Augen, deren wechselnde Farbe bald blau, bald grün, an die kühlen Wellen des Meeres erinnerten, unruhig, unbestimmt und mit einem Ausdruck, als suchten sie eine ferne Küste, weit weg von hier, eine Küste, die sie nie erreichen würde. Sie sprach mit niemandem. Wände man sich mit irgend einer Höflichkeitshyphese an sie, schüttelte sie mit dem Kopf, als verstände sie nichts, erhob sich bald darauf und verschwand. Der Hoteldirektor wurde von allen Gästen mit Fragen bestürmt. Das einzigste, was er wußte und berichten konnte, war die Tatsache, daß sie kurz vor Beginn des Weltkrieges auf ihrer Hochzeitsreise in dasselbe Badehotel gekommen war, strahlend, schön und außerordentlich froh und glücklich. Um die beiden Menschen habe ein Streitgespräch gestanden. Mehr wußte er nicht. Ob sie etwa nun Witwe sei oder geschieden, welche Tragödie es auch sein mochte, unter der sie litt, konnte niemand feststellen, daß es aber eine Tragödie war, darüber herrschte kein Zweifel.

Bald entdeckte ich, daß ich auf meinen frühen Morgenspaziergängen einen Konkurrenten bekommen hatte. Auch sie suchte die Einsamkeit des morgentlichen Strandes. Ihr Blick war stets auf den weichen Sand gerichtet, als suche sie dort etwas Bestimmtes. Die kleinen bunten Steine und Muscheln ließ sie liegen, aber sie starrte ununterbrochen vor sich hin, als wolle sie die Rätsel lösen, die sie in den bunten Steinen, den Muscheln und dem weichen Sand erblickte. — — —

Heute nacht war es sehr stürmisch gewesen, und noch als ich meine Morgenwanderung antrat, brachen sich die Wellen in wilder Unruhe an dem flachen Strand. Schaumgekrönte Wogen erhoben sich drohend und schlugen mit hohlem Dröhnen gegen die Küste. Ich genoß die salzigen Spritzer, die mir ins Gesicht peitschten, und das wilde Jerren des Windes in meinen Haaren, aber ich vermüßte meine unbekanntete, stumme Freundin.

Heute mußte das Meer ganz besondere Gaben bringen. Da, etwas weiter vor mir, lag etwas. Ich eilte dorthin und erkannte vor Schreck. Da lag sie — wie der Schmetterling — halb vom Sande bedeckt. Die Augen waren geschlossen. Um den bleichen Mund spielte ein Lächeln, so zärtlich und bebend. Die Wellen küßten diesen Mund und spielten mit den nachtschwarzen Haaren. Auch sie, das Meisterwerk eines Schöpfers, hineingedrückt in den Sand, zu Tode gelüßt von der kalten Woge des Lebens.

Oder war der Tod gerade das Darmherzige gemeiner? Das unendlich schöne Lächeln ihres Mundes deutete darauf. Der Frieden, der über ihr lag, verriet, daß sie endlich die Küste gefunden hatte, die sie so lange suchte.

Ein Rätsel war sie und blieb sie; hatte sie selbst den Tod gesucht oder was war an dem einsamen Strande geschehen zu jener Stunde, da die Sonne der Erde den ersten Morgenkuss gab.

D. B. Börner.

Aus aller Welt.

Das „Galgenmännchen“ galt im Mittelalter als wundertätig. Wer es von einem Hensler bekam, war ein Glücksvogel zeit seines Lebens. Solch ein Galgenmännchen war eine Wurzel von menschenähnlichem Aussehen, die immer dann unter dem Galgen wuchs, wenn ein armer Sinder daran hing. Aber es war schwer, eine solche Pflanze zu erhalten. Sie konnte nicht ohne Lebensgefahr aus dem Boden gezogen werden. Man mußte sie rings umgraben, bis nur noch der untere Teil in der Erde saß. Hierauf mußte man einen schwarzen Hund mit dem Schwanz daranbinden und aus der Nähe anlocken. Dabei riß der Hund die Wurzel aus dem Boden, wurde aber urplötzlich die Heute des Teufels und fiel tot zusammen. Das Galgenmännchen mußte gut gepflegt werden, jede Woche an einem bestimmten Tage mußte man es in Wein

haben und mit einem frischen weißen Hemd aus Seide sowie mit einem roten Seidenrock bekleiden. Es gab Bescheid auf alle Fragen und prophezeite die Zukunft. Wenn man in der Nacht ein Goldstück daneben legte, war es morgens verdoppelt. Weiteres über solche Dinge, die Glück bringen, finden sich in der neuesten Nummer (Nr. 1) des „Illustrierten Blattes“, in dem auch ein interessanter Artikel über die „freundliche Art“ und einer über einen Wintersport der Engländerinnen veröffentlicht wird. Eine Silberserie behandelt das Spiel mit dem Tode, wichtige Theateraufführungen im Reich erfahren ihre Würdigung. Kunst, Humor, Rätsel und aktuelle Dinge sind ausgiebig vertreten, besonders Interesse verdient die erste Fortsetzung des neuen Romans „Start am Niagara“. Das Heft ist ab Anfang der Woche überall für amazonia Kfennia zu haben.

Die Witwe auf dem Scheiterhaufen. Seit dem Jahre 1828 kämpft die indische Regierung gegen die altindische Sitte der Sutte, nach der sich die Witwe zusammen mit der Leiche ihres Mannes verbrennen lassen mußte. Energetische Maßnahmen und Aufklärungen haben denn auch diesen düsteren Ritus fast völlig aussterben lassen, und seit vielen Jahren ist kein solcher Vorfall zu verzeichnen gewesen, wie er sich unlängst in Bab, in der Gegend von Futua, zugefallen hat. Dort war für einen Indier am Ufer des Ganges der Scheiterhaufen errichtet worden. Mehr als 500 Menschen wohnten der Einäscherung bei. Auch eine Polizeiabteilung war herangezogen worden, denn die Behörde hatte einen Wink erhalten, daß sich bei dieser Gelegenheit etwas Ungewöhnliches abspielen werde. Als die Klammern hoch am Holzstoß emporschlügen, sprang plötzlich die Witwe des Verstorbenen auf den Scheiterhaufen und umschlang den Leichnam mit beiden Armen, entschlossen, sich mit ihrem Gatten verbrennen zu lassen und den alten Ritus der Sutte wieder zu erneuern. Doch infolge der erlittenen Brandwunden wurde die Frau ohnmächtig. Sie stürzte von dem brennenden Holzstuf in den Ganges, den Leichnam ihres Gatten in den Armen haltend. Inzwischen war es der Polizeiabteilung gelungen, sich den Weg durch die Menge zu bahnen. Ohne sich um die brohende Haltung der Menge zu kümmern, holten Polizisten die schwerverletzte Frau aus den Kluten, während die Leiche des Mannes von der Strömung fortgespült wurde. Drei Personen, welche die Frau zu ihrem Vorhaben bedankt hatten, wurden von den Behörden festgenommen.

Ghregast im Arbeitshause. Ein Inasse eines englischen Arbeitshauses in Nuncorn, der sich im Laufe seiner langjährigen Betätigung 200 Pfund zusammengehäuft hatte, machte eine Ginnabe an die Verwaltung und bat, als kühler Gast seinen Aufenthalt beibehalten zu dürfen. Es wurde ihm gestattet, gegen 25 Schilling in der Woche, weiterhin im Arbeitshause zu verbleiben, mit dessen Aufsicht er viele Freundschaften geschlossen hatte.

Der Affenbrodbaum als Papierlieferant. Der im mittleren Afrika einheimische Affenbrodbaum ist für die Eingeborenen jener Länder ein wichtiger Nahrungsmittelbaum. Der gewöhnlich hohle Stamm der alten Affenbrodbäume dient als Unterschlupf bei schlechtem Wetter, ja selbst als Wohnraum; die pulverisierten Blätter geben eine heilsam wirkende Speisewürze, während die Rinde im Arzneischatz des Neger eine bedeutende Rolle spielt. Auch die graubraunen gurkenförmigen Früchte sind ebenso wie auch ihre Samen essbar. Sehr wertvoll ist aber besonders der Rindenbast der Affenbrodbäume, den die Eingeborenen zur Anfertigung fester Gewebe und Seile benutzen, der aber neuerdings auch in Europa eingeführt und viel verwendet wird, weil er sich vorzüglich zur Herstellung eines sehr festen und schönen Papiers, das an das alte Büttenpapier erinnert, eignet.

Fröhliche Ecke.

Ein Phänomen. Professor Klentje ist ein bekannter Blinddarmspezialist.

Eines Tages kommt eine Freundin der Frau Klentje zu Besuch. Während die Damen Kaffee trinken, liest Klentje in einem medizinischen Buche.

„Willst du nicht eine Tasse Kaffee, Heinrich?“ fragt ihn Frau Klentje.

„Laß mich in Ruhe,“ erwidert Klentje.

Worauf Frau Klentje schluchzend klammert:

„Siehst du, liebe Freundin, so macht ers nun. Seit fünfzehn Jahren hat er nichts als seinen ekligen Blinddarm im Kopf...“

Genauere Zeit.

Im Hafen von Saida Pascha — der kleinasiatischen Anfangsstation der Anatolischen Eisenbahn — stand ein Aker, ein türkischer Soldat, bei einer kleinen Kanone und langweilte sich. Als es 12 Uhr mittags war, machte er bumm.

Da kam ein deutscher Offizier, ein Leutnant, des Wegs und witzbegierig, wie alle Leutnants sind, fragte er nun den Aker:

„Woher weißt du eigentlich, wenn 12 Uhr mittags ist?“

„Ich schaue auf meine Uhr,“ antwortete der.

„Aber deine Uhr kann doch falsch gehen.“

„Joh, Offizier — nein, Herr —, im Ort wohnt ein Uhrmacher, ein Schweizer, schon seit vielen Jahren, der stellt mir alle Tage meine Uhr.“

Der witzbegierige Leutnant begab sich weiter, kam auch zufällig bei dem Schweizer Uhrmann vorbei.

„Tag! Wohl nicht viel los hier, was?“

„Ach nein, ach nein,“ klagte der Uhrmacher, „der Krieg ist schlimm — niemand kommt. Das Einzige, was ich zu tun habe, ist, jeden Mittag meine Uhren nach dem Kanonenschuß zu stellen.“

Liebenswürdige Aufforderung. Sie (liest in der Zeitung): „Da ist wieder so ein armer Mann plötzlich berunglückt.“ — Er: „Ich habe immer Angst, auf diese Weise mein Leben zu verlieren.“ — Sie: „Du? Dazu bist du ja gar nicht fit genug.“

Zum Kopfschneiden.

Silben-Rätsel.

au — bens — brah — brei — dak — der — doc — dog — dol — e — e — e — e — erbs — esch — eu — lle — gall — gan — ge — gel — ges — gramm — gue — he — horn — i — am — is — ke — ki — korb — lan — lar — lau — lek — lek — lus — ma — ma — men — nach — nas — nel — pa — pi — post — rah — rheu — ri — ro — rohr — ru — sa — si — skop — ster — struth — tät — te — ti — tri — tro — ty — u — us — weib — wols — zi

Aus vorstehenden Silben sind 28 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Sportfensation ergeben; die Wörter bedeuten: 1. Veräuf, 2. Bienezuchtsequirit, 3. Erbsen, 4. Vogel, 5. Stacheltier, 6. Sinngedicht, 7. Hunderasse, 8. Speise, 9. postalische Einrichtung, 10. Zupfinstrument, 11. Muscheltier, 12. Strom in Indien, 13. bekannte Schriftstellerin, 14. Gewürz, 15. amerikanische Münze, 16. Naturkraft, 17. jüdischen Frauennamen, 18. indischen Gott, 19. Gattin, 20. berühmten Maler, 21. französische Provinz, 22. russischen Staatsmann, 23. duftenden Strauch, 27. Kanton, 28. Stern. (st gilt als ein Buchstabe.)

Streihholzaufgabe.



Fünf Holzchen sind so umzulegen, daß aus den zusammenstehenden sieben Dreiecken fünf einzelne Dreiecke entstehen. K. Pl.

Zifferblattesrätsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII
Statt der Ziffern auf dem Zifferblatte einer Uhr sind die Buchstaben a, e, o, e, f, i, k, n, r, w z deart eingeziehen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung über Wörter von folgender Bedeutung hinweggehen: I — VI = Morgenerrant II — V = Kettertier, IV — VI = Märchenfigur, VI — VII = Kärner VI — VIII = Mineral VIII — XI = Zahlwort IX — XII = alkoholisches Getränk, X — X = uezisches Produkt X — XII = unbestimmtes Zahlwort, XI — II = Jnoianerstamm. —es.

Inhaltsreich.

Jedem der nachstehenden Wörter sind drei zusammengehörige Buchstaben zu entnehmen, welche im Zusammenhang gelesen ein Sprichwort ergeben. (sch gilt als ein Buchstabe.) Markomanne Oberamman Kanüle Alberich Denmal Seehund Strandkorb Stammtisch Humanist Mübezahl Beschwerde Kometenschweif Danzig.

Kopfschneid.

Mit H ist's eine gute Frau'n,
Die du im Märchen tanst erschau'n;
Mit Sch ein Stückchen Heimalland
Und auch als Fisch dir wohlbekannt.
Mit J es gleichfalls Kluten zwingt
Und manche schöne Stunde bringt.
Mit T es Künstler gerne tragen,
Auch Jünglinge es von sich sagen.
Mit R macht's uns die Wäsche glatt,
Und manches Möbelstück es hat;
Auch in Physik man davon spricht,
(Gesetz und Lehr' verrat ich nicht)
Mit W nimmt man's den Tieren fort,
Verwandelt's dann am andern Ort,
Zu werden Schutz und Schmuck zugleich
Bei Bub' und Mädel, arm und reich.
Mit B fährt's in Berlin herum,
Bringt weiße Wafel weit herum.
Mit P es die Natur dir bringt. —
Wer ist's, der dieses Rätsel zwingt?

Bo.

Auflösung Nr. 28.

Neujahrsproblem: Wenn es zu Silvester schneit, — Ist das neue Jahr nicht weit! (An der Kirchturmspitze beginnend, sind jedesmal zwei Felser zu überspringen.)

Silberrätsel: „Alles Gute unsern Besern zum ersten Janua!“ Die Red.

1. Abend. 2. Lyra. 3. Bineal. 4. Enzian. 5. Sauerland. 6. Gemme. 7. Ufedom. 8. Lorie. 9. Eisen. 10. Urteil. 11. Niere. 12. Sonne. 13. Ejen. 14. Maabe. 15. Nonne. 16. Saubfäge. 17. Eva. 18. Strabella.

Wortspiel: Post; Rab; Obst; Sand; Insel; Lang; Nacht; Erz; Uhr; Jahr; Angel; Horn; Rot = „Profit Neujahr!“

Befuchstarken-Rätselsprung: Neujahrsgratulanten.

Modern: Bubi — Kopf — Bubitopf.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter i. V. Guido Baehr, Poznań.